

**Zeitschrift:** Appenzeller Kalender

**Band:** 211 (1932)

**Artikel:** Ein Freiwilliger

**Autor:** Burg, Anna

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-374889>

#### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 21.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

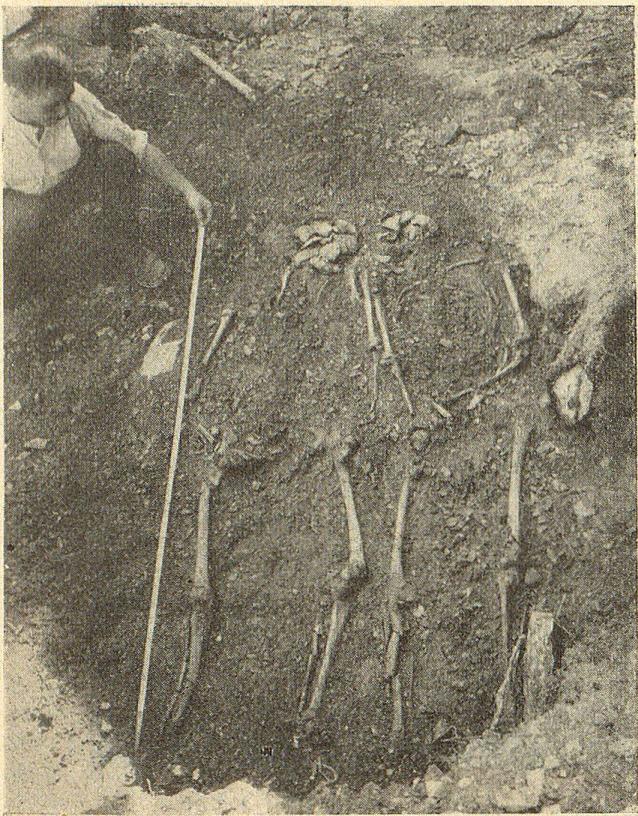


Abb. 4.  
Doppelgrab aus der untern Tgilväterlithöhle  
bei Felsberg.

ton Luzern und im Kanton Bern. Sie lehren uns, daß es eine Zeit gegeben hat, wo in der Schweiz eine sehr kleine Menschenrasse wohnte, ähnlich wie dies heute noch in tropischen Gegenden Afrikas und Asiens der Fall ist. Zu weitern Schlüssen ist aber die Wissenschaft bisher nicht gekommen. So bilden denn auch die Gräber vom Schweizerbild ein bisher noch ungelöstes Rätsel, wie es deren in der Urgeschichtsforschung ja noch viele gibt. Es ist aber kaum daran zu zweifeln, daß auch weiterhin Gräber von kleinwüchsigen Menschen der jüngeren Steinzeit (3000—1800 v. Chr.) gefunden werden und daß es einmal gelingen wird, ihrem Geheimnis auf die Spur zu kommen. Es sollte sich daher jeder Mensch, der bei irgendwelchen Erdarbeiten auf Gräber stößt, sich immer zur Pflicht machen, nicht weiter zu graben und sie zu zerstören, sondern das nächste Museum von dem Funde zu benachrichtigen, damit dieses die notwendigen Untersuchungen vornehmen kann. Auch das Sekretariat der Schweiz. Gesellschaft für Urgeschichte in Frauenfeld ist für jede Fundmeldung dankbar und wird gerne die nötigen Vorkehrungen treffen.

Alte Gräber! Sie erfüllen uns mit Ehrfurcht. Sie erfüllen uns mit Respekt vor der Vergangenheit. Sie sollen uns lehren, bescheiden zu werden. Und sie sollen uns lehren, die Geschichte einer fernen Vergangenheit zu erkennen, einer Vergangenheit, die immer irgendwie auch für die Gegenwart Bedeutung hat, auch wenn es der krasse Materialismus, der heute allüberall frech sein Haupt erhebt, nicht anerkennen will. Es ist eben doch wahr, daß es ungezählte Menschen gibt, die am Wissen von der Geschichte ihrer Heimat gewachsen sind.

## Ein Freiwilliger.

Skizze von Anna Burg.

Der Großvater war sehr alt. Im nächsten Frühjahr sollte er 85 Jahre alt werden. Vielleicht auch sechshundachtzig; er wußte nicht mehr ganz genau, in welchem Jahre er geboren war. Aber das tat nichts; auf solcher Lebenshöhe kommt es auf ein Jahrchen mehr oder weniger nicht an. Die Hauptjache war, daß er sich noch frisch und hell im Geiste fühlte, daß seine Neuglein noch luchscharf in die Welt blickten und daß er, wenn er auch an einem Stocke hinkte, doch noch erstaunlich rasch von der Stelle kam. Wenn am Abend die Familie, die ziemlich zahlreich war, in der Wohnstube bei allerhand Beschäftigungen versammelt saß, so pflegte der Großvater behaglich im Ofenwinkel zu sitzen und auf das Geplauder der Jungen, auf die bedächtigen Reden der Älteren zu lauschen. Es gab da immer gar mancherlei zu vernehmen; denn es war eine seltsame Zeit, und man konnte am gleichen Abend Gespräche hören, die sich um die Lage der ganzen Welt drehten, dann wieder hitzige Debatten über schweizerische Verhältnisse, über bevorstehende Abstimmungen, neue Gesetzesvorlagen, Wahlen usw.; dazwischen dann wie-

der ein rasches, lustiges Mädchengezwitscher über allerlei Dorfneuigkeiten. Der Großvater dachte in seiner Ecke, es sei wohl noch nie so gewesen, daß Großes und Kleines so untereinander gewürfelt worden sei und daß einfache Bauersleute sich derart mit weit abliegenden Weltfragen beschäftigt hätten. Wenn er selbst etwas zur Unterhaltung beitragen wollte, so holte er etwas aus seiner Erinnerung hervor; denn das Erleben des Tages war ihm unsympathisch, er konnte nicht mehr recht mittun, und obwohl er alles noch sah und beobachtete, so hatte er doch nie die geringste Lust, sich selbst zu dem Geschehen des Heute zu äußern. Seine kurzen Schilderungen vergangener Ereignisse trugen aber immer ein solches Gepräge des Erlebten, daß sie ganz neu anmuteten und man ihnen gerne lauschte. Nur eine Eigentümlichkeit besaß der Großvater: er hatte doch den Weltkrieg miterlebt, hatte seine Söhne, Schwiegersöhne und Enkelsöhne an die Grenze ziehen seh'n, hatte Tag um Tag rund um sich das Reden von diesem gigantischen Weltgeschehen gehört; dennoch tat er, als ginge ihn diese Zeit gar nichts an, als hätte sich das alles auf

einem andern Stern abgespielt. Darum wohl auch empfand er eine Abneigung gegen alles, was jetzt an großem Geschehen besprochen wurde, weil es noch unter dem Schatten dieses Jahrhundertanfangs lag. Dagegen sprach er gerne von dem deutsch-französischen Kriege von 1870. Freilich, wenn er dann pathetisch würde, von kriegerischen Heldenataten, von Kriegsnot und dergleichen berichtete, dann lachte man ihn aus und rief: „Aber Großvater, das war doch alles garnichts, denke doch an den Weltkrieg“. Darauf zog er sich brummend und übellaunig in grollendes Schweigen zurück, indem er höchstens noch verächtlich sagte: „Ihr mit eurem Weltkrieg!“

So saß man wieder an einem Winterabend beisammen. Die Stube war voller als sonst; denn außer den Familiengliedern waren noch Freunde der Söhne und Freundinnen der Mädchen anwesend. Alle weiblichen Mitglieder hatten Handarbeiten, die Männer rauchten, und auf dem Tisch stand eine Flasche verlockend hellen Getränks, das, wenn es in die kleinen Gläschchen gegossen wurde, recht anmutend duftete. Die Stimmung war recht warm und gemütlich und die Gespräche gingen so leicht von einem Stoff zum andern, daß sich niemand zu langweilen brauchte. Durch irgend eine Wendung kam einer der Männer darauf, Erlebnisse aus seiner Militärzeit zu berichten. Diese waren recht ferniger Art und rießen viel Gelächter hervor. Und auf einmal erzählte auch der Großvater eine Episode von anno 1870, als er auch an die Grenze beordert worden war. Er erzählte wie immer etwas langsam, aber scharf und klar, so daß ihm alles mit Spannung zuhörte. Als er aber wie gewohnt zum Schluß die Bemerkung anhängte: „Ja, ja, das war noch eine Zeit!“, rief ihm einer seiner Enkel gutmütig spottend zu: „Gelt, Großvater, so eine haben wir nicht erlebt!“ Er schien den Spott diesmal nicht zu hören; denn er fuhr wie halb in Gedanken fort: „Da fällt mir noch eine Geschichte ein, die hab' ich noch nie erzählt, aber sie ist nicht lächerlich.“

„Nur los, nur los“ rießen die andern, „wir können auch etwas Trauriges vertragen, wenn wir schon den siebziger Krieg nicht mitgemacht haben!“

Und trotz dieses Spasses fuhr der Großvater fort: „Es war im Winter 1871“; alle lachten und stießen sich an: natürlich! — „Ihr wißt ja wahrscheinlich, daß damals die Bourbakiarmee über die Grenze in die Schweiz gedrängt und hier interniert wurde.“ — „Ja, ja,“ rießen sie alle lachend. — „Da wurden sehr viele Einzelheiten erzählt, landauf, landab von den armen Tröpfen, die mit erfrorenen Füßen und ganz zerlumpt daherkamen. — Ja, lacht nur.“ unterbrach sich der Großvater, obwohl schon niemand mehr lachte, „es war Krieg so gut wie anno 1914; ob Millionen oder bloß Tausende darin umgekommen sind, für den Einzelnen ist's auf eins herausgekommen. Also damals lebte in einem neuenburgischen Dorf — man hat das hundertmal erzählt — auf einem Bauernhof ein Knecht, er war sozusagen ein Idiot, aber dabei baumstark, und verrichtete seine Arbeit so gut als einer. Dabei war er ein guter Schweizer. Zum Gaudium der Dorfkinder ließ er

des Sonntags mit einem Kinderfähnchen herum, das weiße Kreuz im roten Feld. Daran hatte er eine gar große Freude, und es machte ihm immer Vergnügen, wenn sich die Dorfjugend um ihn versammelte und im Schritt und Tritt hinter ihm herzog, während er als Fahnenträger vorausging und die Schweizerfahne schwang. Wenn ihm dann in jener Kriegszeit ab und zu das Sanitätsabzeichen, das rote Kreuz, zu Gesicht bekam, so wurde er wütend, stampfte mit den Füßen und schrie: „Falsch, falsch, nicht rotes Kreuz — weißes ist richtig!“ Und so schwang er seine Fahne und wollte nie den Umtausch der Farben auf der andern Fahne begreifen. Darüber amüsierte sich die Jugend natürlich, und wenn sie ihm einen Streich spielen wollte, so hielt sie ihm ein Rotkreuzabzeichen unter die Augen. Dann war's in einer kalten Winternacht, als auf dem Bauernhof, wo er diente, ein verprengtes Trüpplein der Bourbakiarmee in jammervollem Zustande Aufnahme fand. Die armen Kerle waren halb tot und man mußte sie mit Gewalt davon abhalten, ihre erfrorenen Füße an den heißen Ofen zu strecken. Dazwischen parlierten sie durcheinander das verworrene Zeug, natürlich nur Jammer und Klagen, wie schlecht es ihnen ergangen sei. Einer von ihnen war schweigsam und schaute unausgesetzt in eine Ecke. Er hatte nur Lumpen um die Füße gewickelt und sein Gesicht war so fahl wie der Tod. Die guten Bauernleute rührten sich so schnell sie konnten, um den Armen Essen und Trinken zu reichen. Heißer Kaffee wurde herumgeboten, den sie gierig schlürften, nur als die Haustochter dem Schweigamen eine Tasse anbieten wollte, schüttelte er den Kopf und stöhnte bloß „mon camarade, mon camarade“. Man fragte ihn, was das bedeute, was er sagen wolle, und er brachte endlich, während ihm die Tränen wie Eis tropfen über die grauen Wangen flossen, hervor, sein Kamerad, der nun durch alle Kriegszeit an seiner Seite gewesen sei, habe nicht mehr weiter gehen können und liege irgendwo im Schnee, es möge wohl eine gute Stunde von hier sein. Er habe die andern angefleht, sie möchten ihm helfen, den Unglücklichen mitzuschleppen, aber niemand habe auf ihn gehört und er selbst sei unfähig gewesen, den schweren Körper auf seinen Rücken zu packen. Noch jetzt verstehe er nicht, daß er nicht bei dem Gefallenen geblieben sei, daß er sich stumpfsinnig, von Hunger, Frost und Qual halb besinnungslos, habe mitreißen lassen, weiter zu wandern und den Freund im Stiche zu lassen. Und dann brach er in laute Klage aus und riet unaufhörlich „o mon camarade, mon camarade!“. Man fragte ihn, wo der Unglückliche wohl ungefähr liegen möge, aber sowohl er als seine Genossen hatten keine Ahnung auf welchen Wegen und woher sie eigentlich gekommen waren. Es war tief in der Nacht. Das Gehöft, dessen Bewohner nur aus dem Bauer, seiner Frau, seiner Tochter und dem idiotischen Knecht bestand, war klein und abgelegen. Der Bauer war ein alter Mann und wußte dem Fremden keinen andern Trost, als daß man bis zum Tagesanbruch warten müsse; dann werde er einige Nachbarn aufbieten, die nach dem verlorenen Kameraden suchen

sollten. Das tröstete den Jammernden einen Augenblick. Aber gleich darauf begann er sein Klageried von neuem mit der Versicherung, daß der unglückliche Freund, wenn er es nicht jetzt schon sei, bis am Morgen sicherlich vor Kälte und Erschöpfung umkommen werde. Inzwischen hatten die andern Franzosen sich mit Speise und Trank gestärkt und suchten nun dankbar das warme Strohlager auf, das ihnen von den freundlichen Leuten in der Tenne bereit worden war. Dort lagen sie dicht nebeneinander, und was an Decken aufzutreiben gewesen war, wurde ihnen gegeben, so daß sie bald in erquickenden Schlummer fielen. Auch der von Gewissensbissen und Trauer Gepeinigte hatte sich, ohne etwas genossen zu haben, zu den andern gelegt, und die Müdigkeit überwältigte ihn bald so sehr, daß sein ewig wiederkehrendes „*mon camarade*“ verstummte.

Nun begaben sich auch die Hausbewohner zur Ruh.

„Der Alexis muß wohl schon in seiner Kammer sein“, sagte der Bauer.

Es war nichts Seltsames, daß der Idiot sich ohne Gutenachtgruß entfernt hatte, denn er litt an merkwürdigen Verstimmungen, wo er weder mit Mensch noch Vieh tagelang kein Wort sprach.

Aber einige Stunden später, als die Nachtfälle ihren Höhepunkt erreicht hatte, der Mond in gleißender Erbarmungslosigkeit auf die schneeglänzende Erde herabsah, gab es auf dem hölzernen Vorplatz des Hauses ein Gepolter, so daß der Bauer aus seinem Bett in die Höhe fuhr. Schwere Schritte, die ungleich und schwankend waren, näherten sich der Haustür.

„Ich glaube wahrhaftig, es kommen noch mehr Franzosen“, sagte der Bauer, aus dem Bett springend, zu seiner Frau. Er streckte schaudernd den Kopf durch das kleine Fenster in die Nacht hinaus.

„Macht auf“, rief unten eine bekannte Stimme, und im hellen Schein des Mondes erkannte der Bauer seinen Knecht, der eine schwere Last auf dem

Rücken trug. Der alte Mann stieß einen seltsamen Ausruf aus, der wie ein Fluch klang und doch keiner war. Im nächsten Augenblick hatte er die Haustür aufgemacht und Alexis stolperte mit seiner Beute in die Stube herein. Was er jetzt behutsam auf den Boden legte, war allerdings wieder ein Franzose, der jammervollste von allen, die heute da waren. Er sah wahrlich aus wie ein Toter, aber seine Augen waren doch geöffnet und aus seinem von Reif umstarnten Mund kam ein schwacher Atemhauch.

„Da ist der camarade“, sagte Alexis mit grinsender Freude, „ich hab' ihn lange gesucht, fast geglaubt, umsonst, und doch gefunden.“

Der Bauer sah den Alexis an und gab ihm die Hand. Das war alles. Sagen konnte er nichts. Mit Hilfe der Frau, die natürlich auch erschienen war, wurde der elende Mensch in der Stube gebettet und gepflegt, sodaß er sich ziemlich rasch erholt und danken konnte. Freilich schien ihm alles traumhaft vorzukommen.

Als die andern draußen in der Tenne erwachten, war das erste, was man hörte, der Klageruf des einen: „*o mon camarade!*“ Aber darauf hatte Alexis gewartet. Strahlend vor Freude sagte er: „Er ist da, der camarade, er ist da.“ — Das Glück des armen Soldaten, als er den verloren geglaubten Freund wieder sah, läßt sich gar nicht beschreiben.

Die Franzosen blieben ein paar Tage auf dem Hof, dann kamen sie unter schweizerischer militärischer Bedeckung mit vielen andern Leidensgenossen nach der Festung Alarburg, wo sie gut verpflegt wurden und wieder zu Menschen wurden.“ —

Die Zuhörenden waren ganz still.

„Das war eine schöne Geschichte, Großvater,“ meinte endlich ein Mädchen, „wenn sie schon nur von anno 1871 ist. Aber der Alexis war ein braver Bursch.“

„Ja, ja,“ nickte der Großvater, „der gehörte zum Roten Kreuz, wenn er schon nichts davon wissen wollte.“

Drei

Wähle, ob dein Kind an deinem Grabe sage: Mein Freund hat mich verlassen, oder ob es denke: Nun kann ich meine eigenen Wege gehen. Liza Wenger.

Mutter, vergiß nicht, daß Liebe zwei Hände hat: Härte und Weichheit! Liza Wenger.